

– #erzschlag –

ein heimatmärchen

Jetzt sperr ma östereich zua
dann sperr ma kärnten zua
dann die steiermark
oberösterreich haben wir
eh schon fast zuagsperrt
so wie das burgenland

föhlt nur noch vorarlberg,
tirol, salzburg, niederösterreich
und wien
sperr ma glei zweimal zua

dann sads alle eingesperrt
und den schlüssel hauma weg

(Dieses Gedicht entstand nach
einem intensiven Gespräch
mit dem Dichter Erwin
Uhrmann über Heimatmärchen
in der Zeit von 1933 bis 1945.)

Stephan Eibel Erzberg

Sympathisch frech

(jungwirth) „Wenn ich tot bin, werde ich die Sau rauslassen – auf dem Friedhof, warum nicht? Ihr werdet schon sehen! Von wegen ewige Ruhe, ohne mich!“ Gottlob wartet Autor Christian Futscher nicht so lange wie eine seiner Figuren, er besingt in seinem neuen Erzählungsband bereits zu Lebzeiten die einschlägigen Freuden des Lebens in Wien – Sex, Heurigenbesuche und Rockmusik – und lässt dabei die Sau tatsächlich ordentlich raus. Der pikante Bericht vom Drahdwaberl-Konzert auf der Jesuitenwiese ist, zum Beispiel, echt kein „Lecherlschas“.

Von den Frühlingsgefühlen der meist männlichen Protagonisten – „je kürzer die Röcke, desto länger die Blicke“ – zum fragwürdigen Sittenbild scheint der Weg oft nicht mehr weit. Wer aber glaubt, in Futschers Figuren simple *Selfies* des Autors als Schmutzfink zu erkennen, oder wer jedes aufregende Wort für bare Münze nimmt, wird konsequent enttäuscht.

Der provokante Satz „Wer einsam ist in der großen Stadt, der muss ein schöner Trottel sein“ etwa wird zwar in die Welt posaunt, aber danach höchst kreativ umzingelt – und am Ende steht er ohne beleidigende Botschaft da. Christian Futscher spielt mit der Sprache, er unterläuft rotzfroh alle rigiden Forderungen der *Political Correctness*, und darum gelingt es ihm, sein trauriges Thema nie bleiern wirken zu lassen. Dass er in seinen 24 Erzählungen sehr vielen Schriftstellern, Künstlern, Musikern, Freunden und Familienmitgliedern Referenz erweist, macht die stets selbstironisch grundierten Texte ziemlich sympathisch. Und weil Futscher, schelmisch wie Schwejk, arroganten Zeitgenossen en passant ans Bein pinkelt, darf man sich nicht nur über ein genüsslich gepfeffertes, sondern auch sehr gewitztes Buch freuen.

Auf der **BuchWien**: Wasnerin-Bühne, am 12. 11., 15 Uhr.

Christian Futscher
Wer einsam ist in der großen Stadt
Erzählungen. Czernin Verlag,
Wien 2017, 167 Seiten, 19,90 Euro.

Star unter Bußpredigern

Der österreichische Schriftsteller Michael Köhlmeier fasziniert mit einer wortgewaltigen Akrobatik aus Leidens- und Liebesgeschichte, Realität und Delirium.

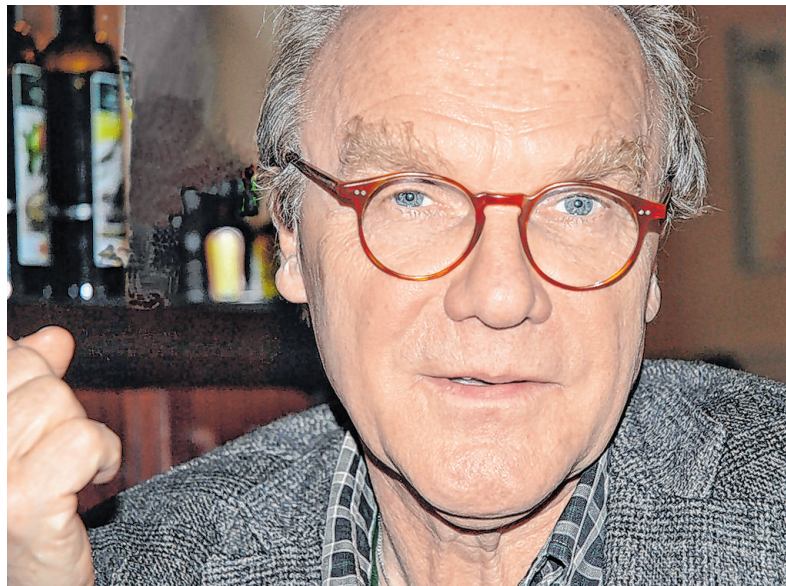
Von Irene Prugger

Antonius ist im katholischen Volksglauben jener Heilige, in dessen „Zuständigkeitsbereich“ es fällt, Verlorenes wiederzufinden. Die historische Figur dahinter ist Antonius von Padua bzw. Antonius von Lissabon, Theologe, Angehöriger des Franziskanerordens, Kirchenlehrer und publikumswirksamer Star unter den Bußpredigern.

Sein Leben und Wirken stellt Michael Köhlmeier in den Mittelpunkt seiner neuen Novelle, die mit dem Sterben des Antonius beginnt, der zu jenem Zeitpunkt bereits als Heiliger verehrt wird.

Von Schmerzen gequält liegt Antonius auf dem Platz vor dem Kloster in Arcella, wo sich viele Gläubige eingefunden haben, um ihn in seiner Todesstunde zu begleiten bzw. auf Wundermäßiges zu hoffen. Aber Antonius stirbt sehr menschlich, mit Ängsten, Zweifeln, Hoffnungen und letztlich machtlos. In dieser letzten Phase seines irdischen Daseins möchte er noch einmal zu seinen Anhängern sprechen.

Während sein Körper sich in einem finalen Kampf windet, denkt Antonius über sein Leben nach, das ihn auch weltliche Genüsse und die Liebe kennen lernen ließ – und das ihn zu einem einflussreichen Prediger machte, der sich keinen Dogmen unterwarf, sondern Menschlichkeit und Toleranz verkündete.



Sinniert über Hochmut und Demut: Michael Köhlmeier. Foto: Prugger

Antonius ist wie der Autor, der über ihn berichtet, ein Mann des Wortes und ein begnadeter Erzähler: „Als er geendet hatte, war es still in der Kirche, sogar die Ziegen standen starr wie Statuen. Die Fliegen waren gelandet, die Münder der Bauern kauten nicht mehr, die Finger ihrer Frauen nestelten nicht an den Rüschen. Der Verputz an den Decken rieselte nicht, das Gebälk knarrte nicht, und Bischof und Superior hielten die Luft an. Nie zuvor hatten sie jemanden so reden hören.“

Schon ab der ersten Zeile der Novelle wird deutlich: Auch Köhlmeier ist bei diesem Thema so

sehr in seinem Element, dass man zumindest das Knarren im Gebälk nicht mehr hört und die Luft anhält beim Staunen darüber, wie es ihm – ohne Absturz ins Betuliche oder Sentimentale – gelingt, die wortgewaltige Akrobatik aus Kirchlichkeit und Weltlichkeit, aus Leidens- und Liebesgeschichte, Realität und Delirium, Gebeten, lockeren Sprüchen und Bibelzitatzen stimmig zu formen.

Der charismatische Antonius bietet ihm Anlass für kluge, poetische Reflexionen über die wahren Werte im Leben, etwa für eine kleine philosophische Abhandlung über Hochmut und Demut.

Dabei ist Köhlmeier derart von Loyalität zu seiner Hauptfigur besesselt, dass er es etwas an kritischer Distanz mangeln lässt, wenn es darum geht, wie schnell Tugenden, um die sich die Klosterbrüder und der Heilige bemühen (Bescheidenheit, Leidensfähigkeit) neurotische Ausprägungen haben können. Solche Übersteigerungen und Versteigerungen könnte man durchaus auch bei Antonius wahrnehmen, denn allein schon der dringliche Wunsch, nicht hochmütig sein zu wollen, ist ja ein hochmütiger.

Aber da der kritische, hochintellektuelle Antonius das auch selber erkennt und dagegen ankämpft, bedarf es wohl keiner Distanzierung. Was zählt, ist die menschliche Komponente und nicht zuletzt der immer wieder durchblitzende Humor dieser Erzählung, deren Raum sich von der Erde bis zum Himmel spannt.

Und so geschieht letzten Endes doch noch ein Wunder – wenn auch der Abt, der es bezeugen soll, vor der päpstlichen Kongregation zu sagen vergisst, dass er es eigentlich nur geträumt hat.

Auf der **BuchWien**: ORF-Bühne, am 8. 11., 20.15 Uhr.

Michael Köhlmeier
Der Mann, der Verlorenes wiederfindet
Novelle. Hanser, München 2017, 157 Seiten, 20,60 Euro.

Schatten der Vergangenheit

Eine tiefgründige Familiengeschichte: Judith Taschlers Roman „David“.

Von Elisabeth Freundlinger

Man braucht eine Weile, bis man den Durchblick hat. Da ist der junge Mann, der sich nicht so recht auf Beziehungen einlassen mag. Liegt es an seinem Charakter oder gibt es etwas, das ihn geformt hat? Da ist die Frau, die Mann und Kinder verließ, um neu anzufangen. Nur eine Laune? *Midlifecrisis*?

Man muss Gleichmut aufbringen, darauf vertrauen, dass sich das Verworrene in Judith W. Taschlers Roman irgendwann aufröseln. Mitunter ist das Gefüge so dicht, dass man sich fragt: Wer ist da mit wem verwandt? Die Generationen geraten ganz schön durcheinander.

Wie in ihren früheren Romanen, scheut sich die Autorin nicht vor den großen Themen: Liebe, Verrat, Schuld – und der Tod, der stets eine bedeutende Rolle spielt. Der zu frühe Tod, der Unfalltod, der schöne Tod, der selbstgewählte Tod. Das Verlustthema hat noch weitere Aspekte: Eine junge Frau, die gezwungen ist, ihr Kind zur Adoption zu geben, unerfüllte Lie-

be, der Verlust des Namens, der Herkunft. Am Schluss stellen die Personen fest: Was sie bisher glaubten, ist in Wirklichkeit ganz anders. Ihre persönliche Geschichte: alles Chimäre.

Der Unscheinbarste entpuppt sich als Fädenzieher, die Starke als Gefoppte; was bleibt, ist eine Familie, die sich neu ordnet und trotzdem funktioniert: Harmonie mit Abstrichen. Da ist Jan/David, der adoptierte Sohn, immer gut drauf, aber auch distanziert. Da seine Mutter Elsie, die nie aufgehört hat, ihren Jugendfreund Richard zu lieben. Ihr Bruder Viktor, der alles daran setzt, seine Schwester glücklich zu machen.

Magdalena, die ausgebremsst wurde, der man das Kind nahm – und mit ihm ihre Identität. Magdalenas wunderbare Großmutter Clara. Und der Baum. Ein Davids-ahorn, von Claras Mann nach seiner Heimkehr aus dem Krieg gepflanzt, bevor er einen Sohn zeugte und starb. Der Baum, das Symbol der Liebe, nach dem der Junge benannt wurde, der dann seinen

Namen verlor. Der Blick zurück ist ein unterschiedlicher, und oft ist das Erinnern grausam. Für Richard ist die Vergangenheit ein Fehler, für seinen Freund Viktor war dieselbe gemeinsame Zeit die schönste seines Lebens.

„David“ ist Taschlers sechster Roman. Wieder ist es die gelungene

ne Mischung aus Geheimnis und Spannung, die die Leserin am Ball hält. Und die Sprache: „Sie hatte kopfüber auf die nackten Äste des Baumes geschaut und die weichen Schneeflocken niederschweben sehen, bis sie ihr die Sicht nach draußen nahmen. Bis es dunkel um sie herum wurde.“ So liest sich Elsie's Sterben im winterlichen Tirol. Ein schöner Tod.

Judith W. Taschler, 1970 in Linz geboren, heute in Innsbruck lebend und selbst ein adoptiertes Kind, legt Wert auf die Fiktionalität ihrer Geschichten: „Zwar kenne ich manche der irritierenden Erfahrungen, die Jan macht, aber sonst unterscheiden sich unsere Biografien“. Die Realität dient der Autorin, wie sie sagt, nur zur Inspiration.

Auf der **BuchWien**: Wasnerin-Bühne, am 11. 11., 15.30 Uhr.

Judith W. Taschler
David
Roman. Droemer, München 2017, 240 Seiten, 17,99 Euro.

